

Abend -



Zeitung.

Drei und dreißigster Jahrgang.

4.

Donnerstag, am 25. Januar 1849.

An das deutsche Volk.

Du armes Volk, in deinen Sklavenketten,
Wie ruhig bietet man dir Hohn und Schmach!
Du bleibst verloren, du bist nicht zu retten,
Du träumest fort und fort, wirst niemals wach,
D könnte ich aus deinem Traum' dich wecken,
Erwachend würdest du vor dir erschrecken,
Du müßtest ja vor Scham und Wuth erbeben
Und endlich dich als freies Volk erheben;
Doch diese Hoffnung gebe ich verloren;
Zu Sklaven scheinst du, armes Volk, geboren.

Sieh nur zurück auf die vergang'nen Zeiten,
Was deine Henker Alles schon vollbracht,
Wie höhrend sie die Leichen überschreiten,
Die sie aus deiner Söhne Reih'n gemacht.
Wie die Tyrannen alte Ppursegen
Sich wieder neu im Bürgerblute negen,
Wie sie zum Fundament den morschen Thronen
Auch selbst der Edelsten aus dir nicht schonen,
Sie lassen sie mit größtem Gleichmuth morden
Und zieren dir zum Spott die Mörder noch mit Orden.

D armes Volk, was ist aus dir geworden? —
Du trägst ein schandbeladnes, schweres Joch;
Du läßt dich schänden, läßt dich ruhig morden
Und stellst dazu die eignen Kinder noch,
Du giebst dein Geld und Gut, um dafür Waffen
Zu deinem eignen Unglück anzuschaffen,

Du giebst dein Geld und Gut, um die zu nähren,
Die höhrend deiner Kinder Blut verzehren;
Die, während Tausende im Glend enden,
Den Schweiß der Armuth sündiglich verschwenden.

Du schickst, um deine Schmach noch zu begründen,
Aus deiner Mitte Deputirte ab:
In Frankfurt hofftest du dein Glück zu finden
Und dort gräbt man der Freiheit sichres Grab;
Dort hat der off'ne Volksverrath begonnen,
Dort wird für dich ein neues Joch erdonnen,
Dort, wo du hofftest Freiheit zu erringen,
Da knebelt man des Geistes kühne Schwingen,
Dort höhnt man die, die deine Rechte schützen,
Verhandelt über dich mit frechen Wizen.

In Frankfurt sind meist Heuchler, Fürstknecchte,
Sie sind erkauf aus deinem eignen Schweiß,
Mit Füßen treten sie der Völker Rechte
Und geben sie dem neuen Glend Preis; —
Und um dies Alles sicher zu vollbringen,
Sucht man durch Bürgerkrieg dich Volk zu zwingen;
Man mordet, plündert, sucht dich zu ermüden,
Man giebt dir nirgend Ruhe, nirgend Frieden,
Kein Mittel ist zu schlecht, für diese feilen Seelen
Was sie zu deinem Untergang' nicht wählen.

Die Preuß'sche Nation schien gut berathen,
Sie hatte Männer nach Berlin ernannt,
Die sie mit hohem Edelmuth vertraten,
Die richtig ihre heil'ge Pflicht erkannt;

Die nur nach wahrer Freiheit eifrig strebten,
Und nur für's Wohl, für's Glück des Volkes lebten,
Die auch dem Könige die Wahrheit sagten,
Und für dich Volk das eigne Leben wagten.
Doch darf vor Fürsten Niemand Wahrheit sprechen,
Denn die versteh'n tyrannisch sich zu rächen.

So hat man die, die dich o Volk, vertreten,
Die Alles für die Freiheit kühn gewagt,
Die, um die Völker-Rechte zu erretten,
Dem Fürsten selbst ein freies Wort gesagt;
Mit Bajonetten hat man die vertrieben,
Die dich o Volk so über Alles lieben!
Und was hast du, du großes Volk gethan?
Du fängst zu schreien, fängst zu toben an,
Du hast recht viel gesprochen, viel geschrieben,
Doch dabei ist es leider auch geblieben.

Anstatt für die, die deine Rechte schützen
Dich zu erheben wie ein Mann,
Anstatt für sie dein Herzblut zu verspritzen,
Fängst du, wie stets, zu überlegen an.
Ein Theil von dir, dem ist viel Geld beschieden,
Der lebt als Sklave gern, wenn nur in Frieden;
Ein zweiter Theil, das sind die Bucherseelen,
Die Freiheit nur nach Geldgewinne zählen,
Der dritte Theil, der wird durch Noth gehalten,
Kann seiner Freiheit Rechte nicht verwalten.

So bleibst du stets in deinem Staube liegen,
Abhängig von der Fürsten Gnad' und Huld,
Durch ihre Diener läßt du dich betrügen
Und das ist deiner eignen Ohnmacht Schuld.
O Volk, du hast die Männer ja verrathen,
Die dich mit hohem Edelmut' vertraten,
Die, denen du zum höchsten Dank verpflichtet,
Hast du durch deinen Wankelmuth vernichtet.
So träume fort, du bist nicht zu erwecken,
Drum wirfst du ewig kriechen, ewig Speichel lecken.

L horn.

S eller.

Frage und Antwort.

Neulich brachte eines der gesinnungstüchtigsten
Blätter Preußens in einer Beilage eine Ansprache
an die Urwähler, worin unter anderen gehaltvollen
Worten die Stelle vorkommt: „Wählt immer nur
Freunde des Königs, Ihr guten Leute. Und wenn
Euch etwas Nachtheiliges gesagt würde, so schreibt
gleich an den guten König und fragt ihn, ob es

wahr sei. Er weiß es am besten, und wird es
Euch sagen.“

Demzufolge hat sich nun ein guter Leute ver-
anlaßt gesehen, an den guten Leu zu schreiben.
Hier ist der Brief:

Lieber Herr von Hohenzollern!

Es ist mir da so viel Kurioses von Ihnen
gesagt worden, daß ich unbedenklich dem ersten
besten Republikaner meine Stimme geben würde,
wenn das sich Alles so verhielte. Auf die Ver-
anlassung eines Blattes, das Sie von außen und
von innen zu kennen scheint, weil es vermuthlich
oft in nahe Berührung mit Ihnen kommt, schreibe
ich daher Einiges davon an Sie, und frage, ob
es wahr ist, und was Sie mir sagen wollen,
das werde ich glauben, denn gelogen haben Sie
noch nicht, das weiß ich ja.

Sehen Sie, man hat mir gesagt, ein Vorfahre
Ihres Urgroßvaters habe ein Mal da oben herum
ein kleines Ländchen vom Kaiser um 400,000
Dukaten gekauft und das Uebrige sei von den
Verwandten eben Ihres Urgroßvaters — Sie ver-
zeihen mir ja den Ausdruck — genommen worden,
und darum stehe es Ihnen gar nicht schön an,
daß Sie auch die Menschen wie Ihr Eigenthum
behandelten, und die Zinsen, die Sie genommen,
und die Einkünfte, die Sie in der Verfassungs-
urkunde sich gesichert, seien der himmelschreiendste
Wucher, der mit einem Kapitälchen von 400,000
Goldstücken je getrieben werden könne. Ich solle
nur ein Mal Ihre vielen Versprechungen mit
Demjenigen vergleichen, was Sie gehalten hätten,
dann würde ich gleich schon finden, daß wir nur
an- und herumgeführt werden sollten. Wenn man
Ihnen nicht die Hände binde, dann würden, un-
geachtet aller Phrasen über eine Gleichberechtigung
der Staatsbürger, Geburt und Gunst auch ferner
den Ausschlag geben, wie denn z. B. daraus
schon erhelle, daß Sie den mißliebigen Grafen
von Brandenburg, ungeachtet aller Wider-
sprüche, erhoben hätten, weil er ihr Onkel sei.
Sie hätten zwar eine Verfassung gegeben, aber
sich nirgend die Hände gebunden, und so könne
es denn geschehen, daß Sie auch zum zweiten
Male willkürlich aufhörten, ein konstitutioneller
König zu sein, um dem Lande dann wieder Alles
zu nehmen, was die reichen Zinsen jener 400,000

Goldstücken schmälern könnte. Damit Ihre Ab- und Ansicht aber nicht allzu klar werde und der blendende Schein auch ferner um Sie gewoben bleibe, darum wünschen Sie, daß recht Viele, die Ihnen treu ergeben sind, zu den Kammern gewählt würden, und dies namentlich Beamte, deren Sie fortwährend durch Ihren Einfluß ein- spinnen ließen oder ihrer Aemter entsetzten, damit die künftighin zu wählenden sich um so besser zu verhalten wüßten. Sehen Sie, das und noch vieles mehr, geliebter Herr Hohenzollern, hat man mir gesagt, und das wäre schauderhaft, wenn es wahr wäre; ein schlichter Bürger wenigstens könnte durch solche Thaten leicht den Kredit verlieren.

Ich bitte um schleunige Antwort und ersterbe in echt preussischer Ehrfurcht,

Sw. unaussprechlichen Majestät treuehormsamster
X.

Der gute Mann soll darauf nachfolgendes Antwortschreiben empfangen haben:

„Das Vertrauen, welches die Veranlassung zu Ihrer Eingabe gewesen ist, hat Unserem landesväterlichen Herzen äußerst wohl gethan, und Wir kommen, da Wir Unser Volk mit That und Worten gern zu speisen pflegen, Ihrem Bittgesuche willig nach.

Die Sache mit den 400,000 Goldstücken und die angeregte Art, wie Unser Staat an Größe zugenommen, hat im Grunde ihre Richtigkeit. Wir geben Ihnen aber allergnädigst zu bedenken, daß Alles, was von Unserer Seite geschieht, „von Gottes Gnaden“ stattfindet, und die Maßnahmen der Gottheit keinesfalls mit dem beschränkten Thun der Menschen in Parallele gebracht werden können. Es haben früher, und freilich auch in jüngster Zeit, gar manche Versprechungen stattgefunden. Da Wir es aber für die Pflicht eines Jeden halten, daß er zur Vermeidung von Mißverständnissen so bald wie immer möglich die Erklärung folgen lasse, wenn er sich versprochen hat, so glauben Wir Uns ein wohlbegründetes Verdienst dadurch erworben zu haben, daß Wir in kürzester Frist immer Dasjenige wieder zurückgenommen, was im Drange des Augenblicks Unserem Munde entflohen war.

Die Mißdeutung der wohlmeinenden Absicht, die Wir mit der Erhebung des Grafen von Brandenburg verbunden, schmerzt Uns tief. Wir haben in demselben nicht den Oheim, sondern den Bastard erhoben, um gerade somit in recht auffälliger Weise Unserem Volke darzuthun, daß es auf die Art und Weise der Geburt zur Erlangung eines Amtes gar nicht ankommt. Die Verfassungs-urkunde ist nur die Form. Wir geben Unserem getreuen Volke die unverbrüchliche Versicherung, daß Wir Uns durch keinerlei Schranken abhalten lassen werden, in seinem Interesse diejenigen Maßnahmen zu ergreifen, die der Augenblick erheischt. — Wenn Beamte und andere Unterthanen mehr oder minder fest in Mauern eingeschlossen werden, so geschieht es nur darum, damit sie praktisch inne werden, daß es im Leben Schranken giebt, die der Mensch nicht überschreiten kann. Lebhaft bedauern Wir, daß noch Menschen sind, die, obwohl die Religion ihnen sagt, daß das Wesen der Gottheit unbegreiflich sei, nun über das Wirken derselben auf Erden aburtheilen wollen. Hieraus ergiebt sich schon von selbst, daß alle Diejenigen, die Wir zu Unserem Dienste berufen, die Beamten, also auch des Vertrauens der Menschen würdig sind. Wer daran zweifelt, und wer dergleichen Zweifel in Ihnen anzuregen suchte, ist mithin ein Gottesleugner, und muß von einem jeden guten Christen zurückgewiesen werden.

Dies zur Belehrung von Ihrem wohlaffektio- nirten

Friedrich Wilhelm dem Großen.“
(B. d. Z.)

Napoleon Louis Bonaparte.

Nicht leicht wird ein Mensch so verschieden beurtheilt, als der gegenwärtige Präsident der französischen Republik. Der Verfasser der nachstehenden Bemerkungen hat in einiger Beziehung zur Mutter Napoleon Louis Bonaparte's während ihres Aufenthalts in Arenenberg gestanden, und hierdurch ist ihm die Gelegenheit geworden, sich

ein Urtheil über Napoleon Louis Bonaparte selbst zu bilden.

Von mehr als einer Seite wird ihm Verstand abgesprochen, und nicht selten hörte man selbst bonapartistischgefinnte Franzosen, besonders nach dem Straßburger Unternehmen, ihn als eine *petite tête* bezeichnen. Referent nimmt keinen Anstand, entschieden das Gegentheil zu behaupten und auszusprechen: Napoleon Louis Bonaparte besitzt einen klaren Verstand und verbindet damit eine Bildung, wie sie nicht leicht in dieser Region der Gesellschaft angetroffen wird. Abgesehen davon, daß Napoleon Louis Bonaparte nicht allein in seiner Muttersprache, sondern auch im Englischen, Deutschen und selbst im Italienischen mit Leichtigkeit und Eleganz mündlich und schriftlich sich ausdrückt, besitzt er gründliche historische, mathematische und physikalische Kenntnisse, deren Bereich zu erweitern er ununterbrochen bemüht war. Niemals sah man ihn unthätig, und Thatsache ist es, daß er besonders dem Studium der Wissenschaften, welche die Basis der Kenntnisse eines tüchtigen Artillerieoffiziers ausmachen, mit entschiedenem Ernste ergeben war. Was seinem Wissen einen besonderen Glanz verlieh, war die liebenswürdige Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die ihn niemals verließ und namentlich in fürstlichen Kreisen an der Seite anderer höchster Personen so vortheilhaft auszeichnete. Schmeicheln haben weder sein Herz verdorben, noch früher seinen Verstand umnebelt, und wir waren im Lager von Thun im August 1834 Zeuge, wie er einem wälschen Schweizer, der ihm sagte: „Prinz, von Ihnen hängt es ab, sich zum König der Schweiz zu machen, thun Sie es von hier aus!“ mit vielem Takte erwiderte: „*Je ne cherche ici que des camarades.*“ Napoleon Louis Bonaparte ist bei mäßiger Größe von einem klassischen Wuchse, feingeformten Gliedern, ein tüchtiger Reiter, gewandter Schwimmer und guter Fechter. Mancher verdankt ihm sein Leben, der in Gefahr war, es im Rhein oder im Bodensee zu verlieren. Durchgehenden Pferden warf er mehr als ein Mal sich kühn entgegen und wurde dadurch in den dreißiger Jahren der Retter und Erhalter einer Familie, die er vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte.

Wir haben es oft bedauert, daß seinem strebenden Geiste kein angemessener Spielraum geboten war und daß er einen großen Theil seiner Tage auf Arenenberg verleben mußte, wo es an Leuten niemals fehlte, welche irrige und falsche Vorstellungen über die Stimmung in Frankreich seiner Mutter in den Kopf setzten, die es nie verschmerzen konnte, fern von den Tuilerien leben zu müssen, und die einen großen Einfluß auf den Sohn übte, welcher häufig gewiß besonnener gehandelt hätte, wenn nicht die Reden Parquin's und Anderer die Herzogin von St. Leu getäuscht und so auch den Grund zu Täuschungen des Sohnes gelegt hätten. Arenenberg war, besonders vom Jahre 1832 bis 1836, der stete Sammelplatz interessanter Personen aus allen Ländern Europa's, aber auch mancher Abenteurer und Intrigant's, die Hortensen's Leichtgläubigkeit auszubenten verstanden. Wer nach Arenenberg kam, fühlte sich behaglich und gefesselt, mehr noch durch den Reiz der Unterhaltung, als durch die anmuthige Gegend, die durch diese Bewohner erst eine unbeschreibliche Anziehungskraft gewann. Wir sahen dort Schloffer und Schönlein durch den Gesang des Fürsten und durch die Schönheit der Fürstin von Belgiojoso bezaubert, indeß Herr v. Querelles, früher in der Garde-du-Corps des Herzogs von Angoulême und später bei der Affaire von Straßburg betheilt, ein Edelmann aus der Bretagne nach altem Schlage, nicht vor Menschen, aber vor Gespenstern sich fürchtete und diese Furcht selbst der Marschallin Ney mittheilte. Schloffer betrat mit einem Empfehlungsbrief der Großherzogin Stephanie von Baden, wie er selbst später gestand, nicht ohne Vorurtheil das Feenschloß von Arenenberg, und völlig umgestimmt ging er von dannen.

Während Männern, wie Schloffer, Schönlein und Anderen in dem Kreise, in welchem neben der anmuthigen Hortense die geistreiche Großherzogin Stephanie von Baden mit den Prinzessinnen Marie und Josephine, die schöne Tochter Jerome's (jetzt Gräfin Demidoff), die Gräfinnen Tascher, die Fürstin Belgiojoso, die Marschallin Ney u. s. w. sich bewegten, es wie jenen Schiffen erging, die in die Nähe von Magnetselsen gerathen, schrieb Napoleon Louis Bonaparte ruhig

seine *Considérations politiques et militaires sur la Suisse*, seine *Réveries politiques* und sein *Manuel d'Artillerie*, über welches ich nur lobende Urtheile von Seiten anerkannt praktisch tüchtiger Artillerieoffiziere gehört habe. Mögen von manchen Seiten die erwähnten Schriften weniger günstig beurtheilt werden, sicher dürfen sie als *specimina strenuae diligentiae* gelten, als Beweise, daß ein ernstes Streben nach wissenschaftlicher Veredlung ihn immer erfüllte, welches selbst durch die anziehendsten sozialen Umgebungen keine Unterbrechung erfuhr. Zu einer solchen Zeit ersann er einst eine neue Schiffbrücke, welche, sogleich in jener wasserreichen Gegend praktisch versucht, sich nicht allein unter den Füßen der versammelten Damenwelt bewährte, sondern auch die herkulischen Gestalten von Barquin und Anderen und Rosse und Reiter trug.

Fragt man nun, wie es möglich war, daß Napoleon Louis Bonaparte seine ersten Studien im Jahre 1836 plötzlich verlassen und sein Glück an das Unternehmen von Straßburg wagen konnte, daß, nachdem es vollständig mißlungen war, in der ganzen Welt als eine *Don-Quixoterie* taxirt und bezeichnet wurde; so beantworten wir es dahin, daß zu dem gastlichen Herd von Arenenberg fast täglich Leute kamen, welche der Herzogin von St. Leu unaufhörlich einredeten, wie die Herrschaft der „Birne“ überreif zusammenstürzen müsse, sobald nur ein Napoleonide an dem Baume schütteln werde, wie vor Allem Prinz Louis berufen sei, dieses Werk zu vollbringen und Frankreich von einer Regierung zu befreien, die schon deshalb die Antipathie der französischen Nation erwecke, weil ein Mann, der dem verhaßten Geschlechte der Bourbons angehöre, an ihrer Spitze stehe. Auf Napoleon Louis Bonaparte schaue Frankreich, und alle Festungen und Regimenter zwischen dem Rheine und Paris seien bereit, ihn als Führer zu empfangen und sogar als Kaiser auszurufen, wenn Dieses der Preis sein sollte, um den er sich an die Spitze Frankreichs stelle. Versicherungen dieser Art kamen täglich und stündlich und selbst von Männern, deren damals wohlbegründeter Einfluß auf die Verhältnisse Frankreichs Vertrauen zuerst bei der Mutter und später auch beim Sohne erwecken konnte. Zusammen-

künfte und Besprechungen auf Arenenberg, in Baden-Baden und im obern und niedern Elsaß verscheuchten alle Zweifel bei der Exkönigin von Holland, die, trotz der oft gegebenen Versicherung: *qu'elle était republicaine de coeur*, den Gedanken als Mutter des künftigen Lenkers von Frankreich in den Tuileries oder im *Elysée Bourbon* zu wohnen, behaglich und schön zu finden schien, ein Gedanke, der ihr ganzes Wesen durchzuckte, als nach dem Eintritt des Prinzen Louis am 30. Oktober 1836 in Straßburg von diesem durch einen Kurier ein Schreiben anlangte, das nur die Worte enthielt: „Enfin je me trouve sur le sol béni de la France, que je ne quitterai plus.“ Wenige Stunden darauf wurde die in süße Träume versunkene Hortense durch die Nachricht von dem Mißlingen des Unternehmens ihres Sohnes aufgeschreckt, den zu retten sie schon nach einer Stunde unter fremdem Namen nach Frankreich eilte, wo sie in der Nähe von Corbeil bei einer Jugendfreundin ein Asyl fand und von da aus die Versicherung von Louis Philipp erlangte, daß ihr Sohn nicht vor ein Gericht gestellt, sondern nach den amerikanischen Freistaaten übergeschifft werden sollte. Diese mit den größten geistigen und körperlichen Aufregungen verbundene Reise legte den Keim zu dem Uebel, welchem die Exkönigin ein Jahr später erlag.

Kaum war die Freisprechung der bei dem Straßburger Attentat gefangenen Mitverschworenen durch die Jury erfolgt, als auch Arenenberg wieder der Sammelplatz von Barquin und Genossen wurde, welche das alte Lied anstimmten, nach dem Tode der Mutter sich dem Sohne an die Haken hängten und dadurch sehr bald das *Voulogner* Unternehmen zu Stande brachten, welches ebenso, wie das Straßburger, mißlang.

N. K.

Heinrich Marschner.

Musikalische Erinnerungen von B. Dammé.

(Schluß.)

Wie jedes Licht seinen Schatten, so hat auch jedes Verdienst seine Feinde; je größer der Werth

eines Mannes, desto größer ist auch die Zahl und die Erbitterung seiner Feinde. Marschner, der berühmte Komponist, einflußreiche Kapellmeister und geistreiche, bedeutende Mensch, hatte also schon von der Natur das volle Anrecht auf eine tüchtige Schaar von Widersachern mitbekommen. Aber er besaß noch obenein das unglückliche Talent, sich Feinde zu machen. Einen Wig, eine beißende spöttische Bemerkung konnte er nie unterdrücken, wie sehr er auch dadurch verlegen mochte, — und leider hatte ihn die Natur so reichlich mit Wig und Ironie ausgestattet, daß er auch den Geduldigsten gegen sich aufzubringen im Stande war. Deshalb war er im Orchester mehr gefürchtet als geliebt und von allen Künstlern verkehrte nur ein Einziger in seinem Hause. Dieser Einzige, welcher dem Herrn Kapellmeister süßlich den Hof machte, war der weltchmerzende Jüngling, Wallerstein, derselbe welcher in jüngster Zeit sich als Volkskomponist einen Namen gemacht hat, — woraus der tröstliche Schluß zu folgen ist, daß er von seinem Schmerze geheilt sei.

Bei meinem Eintritte in das Orchester wurde ich Marschnern vorgestellt. Daß mir, dem jungen unbedeutenden Menschen, das Herz gewaltig klopfte, als ich dem berühmten Komponisten, für dessen Werke ich mit jugendlichem Enthusiasmus schwärmte, zum ersten Male näher treten sollte, bedarf wohl kaum der Erwähnung und ich bin überzeugt, daß meine Befangenheit bei dieser Gelegenheit mir nicht gestattete, etwas sonderlich Bescheidnes zu sagen. Marschner mochte damals etwa 35 bis 40 Jahre alt sein; er war unter mittlerer Statur, aber äußerst wohlbeleibt, ja man konnte ihn süßlich dick nennen. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und fein gezeichnet und mußten früher äußerst angenehm gewesen sein; jetzt fielen sie etwas zu fleischig in die Breite und erhielten durch ein aus der weißen Halsbinde weit hervorquellendes Doppelkinn eine nicht eben poetische Unterlage. Augen und Mund waren die Theile seines Gesichtes, in denen sein Charakter sich am Entschiedensten aussprach. Der Blick seiner schönen dunklen Augen war lebhaft, poetisch und geistreich, aus ihnen sprach der Lonsichter, um seinen fein geschnittenen kleinen Mund spielte aber häufig ein bitterer, spöttischer Zug, der durchaus nicht ge-

eignet war, Zutrauen einzulößen. Da seine Corpulenz es ihm sehr beschwerlich gemacht haben würde, eine ganze Oper stehend zu dirigiren, so hatte er im Orchester einen sehr hohen Stuhl und dirigierte sitzend.

Die erste Oper, bei welcher ich mitwirkte, war Robert der Teufel. Das Orchester besaß nur ein einziges Pult für die Bratschen, an welchem bisher ein stumper Veteran und ein jüngerer, äußerst kräftiger Mann gespielt hatten. Zwischen diesen Beiden war nun ein Platz für mich eingerichtet und ich wurde angewiesen, auszuhelfen wo es eben Noth thue, bald meinem älteren Nachbarn die erste Stimme zu erleichtern, bald den jüngeren, der für einen exaltirten Kopf galt, in der zweiten abzulösen. Schon in der ersten Probe sollte ich mich überzeugen, daß der Ruf meinem robusten linken Nachbar nicht Unrecht gethan habe. Bis zum fünften Akte ging Alles gut; da aber kam eine Stelle, wo die Bratschen selbständig hervortreten hatten, was wohl nicht kräftig genug geschehen mochte, denn Marschner rief ungeduldig mehre Male aus, „stärker die Bratschen!“ Plötzlich richtete sich mein Nachbar lang auf und hielt laut, daß Robert, der eben in einem Rezitative seine Seelenangst aussprach, überrascht stillschwieg, folgende Rede: „Ich bin der Prinz von Granada und Niemand außer mir kennt das Geheimniß der übermäßigen Quarte. Versucht's nur, es mir zu entreißen! Ihr sollt mich kampferüstet finden! Auf! meine Ritter, bringt mir mein Schlachtroß und folgt mir zum Streite!“ Dann schwang er wild die Bratsche in der einen, den Bogen in der andern Hand und stürmte zwischen den Violoncells und Contrabässen hindurch zum Orchester hinaus. Natürlich entstand eine Pause; auf der anderen Seite des Orchesters waren die Blasinstrumente aufgestanden, um zu sehen, was es gebe und auf unserer Seite untersuchten die Cellisten und Bassisten ängstlich ihre Instrumente, ob sie nicht von den Stößen des Prinzen Schaden gelitten hatten. Marschner machte der Aufregung ein Ende, indem er rief: „Unsere übermäßige Quarte ist ein Mal wieder toll geworden, es wird aber nichts zu sagen haben, — ein Paar Bluteigel werden Alles wieder in Ordnung bringen.“ Und in der That erschien am

andern Abend mein Nachbar wieder und spielte die Oper ruhig und ohne ein einziges Wort zu sagen mit. Von seinem Prinzenstande schien er durchaus keine Ahnung mehr zu haben.

Kurze Zeit darauf gab ich ein Orgelkonzert, an welchem auch die Liedertafel und das Orchester unter Marschner's Leitung Theil nahmen. Eine große fugirte Choralphantasie meiner Komposition, worin ich alle meine contrapunktische und kanonische Wissenschaft zur Anwendung gebracht hatte, erregte Marschner's Aufmerksamkeit. Er zog mich nun näher an sich heran, gab mir bei meinen Kompositionen Rath und bezeigte mir eine immer freundlichere Theilnahme. Er war damals mit der Komposition des Hans Heiling beschäftigt. Diese Oper kam dann zuerst in Berlin (das Buch war von Carl Devrient, der selbst die Titeltrolle sang), unter des Komponisten eigener Leitung zur Aufführung, fand aber nur eine laue Aufnahme. Marschner war begreiflicher Weise bei seiner Rückkehr höchst unzufrieden. Die Schuld des geringen Erfolges schrieb er Spontini zu, der auf alle Weise gegen die neue Oper intrigirt habe. Nun kam der Heiling auch in Hannover zur Aufführung. Alles war aufgeboten, um ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Die Sänger, vom besten Geiste beseelt, ließen sich's angelegen sein, ihren Aufgaben bestens zu genügen, die äußere Ausstattung war glänzend und das Orchester, dem die größten Schwierigkeiten anheim fielen, wurde durch Marschner, der bei dieser Gelegenheit alle Begeisterung und Energie eines glücklichen Komponisten entfaltete, zu einem wahren Enthusiasmus aufgeregt. Nie, weder zuvor, noch später, habe ich den electrischen Einfluß, den ein genialer Dirigent auf die Ausführenden ausübt, in so hohem Grade empfunden, als bei den Vorstellungen des Heiling. Besonders unvergeßlich ist mir eine Scene des zweiten Actes, die auch als Komposition zu den vortrefflichsten dieser Oper gehört. Anna, die Braut Heiling's, hat sich Nachts im Walde verirrt. Da steigen von allen Seiten die Geister, unheimliche Nebelgestalten, auf, umgeben das entsetzte Mädchen in immer engeren Kreisen und fordern, Anfangs dumpf murrend, dann immer lauter und endlich in furchtbar drohendem Ungeflüm, von ihr den Meister zurück, den die Liebe

auf die Oberwelt geführt hat. Hier spiegelte sich Alles, der dramatische Vorgang, wie die musikalischen Tendenzen, in Marschner's Aeußerem auf das Bestimmteste ab. Bei dem dumpf murrenden Beginne des Musikstückes saß er zusammengedrückt auf seinem Stuhle und sein Tactirstock wogte nur ganz niedrig über den Blättern der Partitur hin. Wie das Crescendo eintrat und immer mehr überhand nahm, richtete er sich nach und nach auf, seine Bewegungen wurden immer bestimmter, weit ausgreifender, mit kühnem begeisterten Blicke schien er das Orchester herauszufordern und endlich, als in dem gewaltig hereinbrechenden *gis dur*-Accorde die Steigerung ihren Gipfelpunkt erreichte, stand er hoch aufgerichtet über der Masse der Tonwogen da, der er, den Tactirstock, wie Neptun den Dreizack, gewaltig schwingend, ein gebietendes *Quos ego!* zuzurufen schien. Solche Momente wahrer Begeisterung, die nie aus etwas Unbedeutendem hervorgehen können, wirken selbst auf das Publikum electrisch zündend. Auch war der Erfolg dieser Scene stets ein bedeutender. Im Ganzen aber war Hans Heiling in Hannover nur wenig glücklicher, als in Berlin; er erhielt sich zwar eine Zeit lang auf dem Repertoire, erschien aber bald nur in sehr langen Zwischenräumen.

Unzweifelhaft ist es, daß die neueren italienischen Opern, die damals anfangen, eine immer weitere Verbreitung zu gewinnen, schon ihre nachtheilige Wirkung auf den Geschmack des Publikums ausübten und einer ernsten deutschen Musik, wie die Marschner'sche, den Eingang erschwerten. Marschner war denn auch den Opern Bellini's und dessen Consorten doppelt abhold, sowohl als gründlicher Musiker, der einer faden, charakterlosen Musik keinen Geschmack abgewinnen konnte, als auch als Komponist, der den Erfolg der eigenen Werke durch sie geschmälert sah. Kurze Zeit nach dem Heiling wurde Bellini's *Norma* einstudirt. Marschner hatte die Partitur so viel nur irgending zusammengestrichen, worüber die Sänger, welche diese Musik sehr liebten, äußerst unglücklich waren. Das Einstudiren wurde auch mit großer Flüchtigkeit betrieben und bald verbreitete sich im Publikum das Gerücht, Marschner wolle die *Norma* durchfallen lassen. Ein Gewitter zog sich gegen den Kapellmeister zusammen, welches durch einen

verdrießlichen Vorfall in der Generalprobe vollends heraufgeführt wurde.

Ein junger Offizier, ein eifriger Melomann, der bei einem Posaunisten des Orchesters Flötenunterricht nahm, hatte sich unter der Protektion seines Lehrers einzuführen gewußt und hörte in einer Loge des ersten Ranges die Probe mit an. Da er ein Mal in Italien gewesen war, hielt er sich für vollkommen befähigt, über Bellini's Musik ein kompetentes Urtheil abzugeben. Nach dem Schlußterzette des ersten Aktes stand er auf und rief aus seiner Loge in's Orchester hinab: „Ich versichere Sie, Herr Kapellmeister, in Italien nimmt man das Tempo dieses Stückes noch ein Mal so rasch.“ Mit einer derben, beißenden Antwort wurde der unberufene Eindringling zur Ruhe verwiesen, aber die Folge davon war, daß nun das Gewitter vollends losbrach. Am folgenden Abend war das Offizier-Corps vollständig im Theater versammelt. Der Theaterbesuch kostete diesen Herren kein sonderliches Geldopfer, es gehörte zu ihren Privilegien, daß sie das Abonnement zu einem äußerst geringen Preise erhielten, der ihnen von ihrer Monatsgage abgerechnet ward. Bei der ersten Vorstellung der Norma also war das Parquet ganz mit Uniformen angefüllt. Die Oper wurde mit rasendem Applause aufgenommen, fast alle Nummern besonders aber die, welche Marschner abgekürzt hatte, wurden Dakapo verlangt, mit einem Worte: Norma wurde zu den Sternen erhoben. So weit war die Rache gegen Marschner indirekt geblieben, am Schlusse aber sollte sie direkt auf sein Haupt fallen. Nachdem die Sänger hervorgerufen waren und Blumenpenden erhalten hatten, wurde auch Marschner gerufen und zwar mit solch' ungestümen Nachdruck, daß er genöthigt war, sich zu zeigen. Der Arme! er wurde auf das Furchtbarste ausgepöfcht und ausgezischt und am folgenden Tage waren die Journale mit den gräßlichsten Invektiven gegen ihn angefüllt.

Aber das philosophische System vom Choc und Gegenchoc, nach welchem der Chirurgus in Immermanns Münchhausen alle Ereignisse des Lebens erklärt, bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit als vollkommen richtig. Die Freunde Marschner's, deren Zahl nach dieser ihm zugesügten

übertriebenen Kränkung sich plötzlich bedeutend vermehrt hatte, beschloßen, den Gegenchoc herbeizuführen und den Gefränkten durch eine glänzende Hulldigung zu entschädigen. Eine Aufführung des Vampyr's, welche angekündigt war, schien die passendste Gelegenheit dazu zu bieten und alle Anstalten zu einer eclatanten Satisfaktion Marschner's wurden getroffen. Die unerwartete Ankunft Spontini's schien der Feierlichkeit einen erhöhten Glanz zu versprechen, der namentlich Marschner'n nicht gleichgiltig sein konnte, da er hoffen durfte, durch eine glänzende und mit Beifall aufgenommene Aufführung seiner Oper den Rivalen zu beschämen, dem er das Mißlingen des Heilings in Berlin zuschrieb.

Diese Hoffnung sollte nicht vollständig in Erfüllung gehen. Spontini erklärte, gerade an dem zur Aufführung des Vampyr's festgesetzten Tage abreisen zu müssen; doch wollte er der, Tag's zuvor, stattfindenden Generalprobe beiwohnen. Marschner und Spontini hatten sich nicht gesehen, keiner schien den ersten Besuch machen zu wollen. Ich hatte die Bekanntschaft Spontini's gemacht, indem ich bei ihm mit dem Geiger Wallerstein, der in Berlin engagirt zu werden wünschte, einige Duo's spielte und stand nun als Vermittler zwischen den Komponisten der Bestalin und des Vampyr's. Der Tag der Generalprobe kam heran. Marschner, der gewöhnlich erst im Momente des Anfanges in's Orchester hinab zu gehen pflegte, saß dieses Mal schon lange zuvor an seinem Pulte zwischen stimmenden Geigern und präladirenden Bläsern. So vermied er ein Zusammentreffen mit Spontini, den ich über die Bühne, wo er alle Welt auf das Höflichste grüßte, in eine Loge führte. Nun begann die Probe.

Die Duvertüre und die schaurigen Geister-scenen der Einleitung gingen glücklich vorüber. Nun sollte die arme Vanthe auftreten, um dem Vampyr als erstes Opfer zu fallen. Aber statt ihrer erschien ein Krankheitszeugniß, — das Duett mußte also wegsallen, worüber übrigens Marschner wohl nicht sehr unzufrieden sein mochte, da es die schwächste Nummer der Oper ist. Ein bedenklicher Unfall trat im Finale ein. Der Carl von Davenant, tiefer Bass, wurde plötzlich unwohl. Indes, da das Terzett, die wichtigste Nummer dieser Rolle,

bereits vorüber war, setzte Marschner die Probe weiter fort, indem er selbst, mit einer keineswegs sonoren Stimme, die ausfallende Basspartie sang.

Hatte der erste Akt die Geduld des geplagten Kapellmeisters schon auf harte Proben gesetzt, so sollte sie im zweiten Akte gänzlich erschöpft werden. Jenny, die niedliche Wächtersbraut, erklärte nemlich ungeschweht laut und öffentlich, sie habe sich erkältet, sei heiser und könne durchaus nicht singen. So entging dem Vampyr auch das zweite Opfer und die Fortsetzung der Probe wurde unmöglich, folglich konnte auch die Aufführung am folgenden Tage nicht stattfinden. Jetzt lief Marschner'n die Galle über. Sich gegen das Orchester kehrend sagte er: „Meine Köchin ist heute auch ganz krank. Die arme Person hat die ganze Nacht am Waschzuber gestanden, nun hat sie heute die Stimme verloren und kann kaum sprechen.“ Die Sängerin, von der das Gerücht behauptete, sie theile die häuslichen Sorgen und Freuden eines Orchestermitgliedes, sprang entrüstet bis an die Lampen vor und rief: „Ich hoffe, Herr Kapellmeister, Sie ziehen keinen Vergleich zwischen mir und Ihrer Köchin!“ worauf Marschner nur spöttisch antwortete: „Es ist zu bedauern, wenn die erste Sängerin eines Hoftheaters dasselbe Uebel hat, wie eine Köchin.“

Die Probe mußte also aufgehoben werden, das Orchester zerstreute sich und auch Marschner war rasch verschwunden. Ich führte Spontini nach Hause, der unerschöpflich im Lobe Marschner's, seiner Komposition und seines Dirigententalentes war. „Nur schade,“ sagte er, „daß dieser bedeutende Mann einen so wunderlichen Charakter hat. Ich bin ihm in Berlin, als er den Heiling einstudirte, nach besten Kräften behilflich gewesen, habe ihn täglich zu Tische eingeladen, meine Equipage zu seiner Verfügung gestellt, kurz Alles gethan, um ihm meine Achtung und freundliche Gesinnung zu beweisen. Er ist abgereist, ohne mir nur einen Abschiedsbesuch zu machen und auch jetzt scheint er mich zu vermeiden. Aber das Alles soll mich nicht abhalten, ihm für den Genuß zu danken, den mir heute wieder seine Musik bereitet hat, — holen Sie mich nach Tische ab, ich will ihm einen Besuch machen.“

Schmeckten diese wortreichen Demonstrationen nicht etwas nach der Schadenfreude eines Siegers? Nach Tische machte ich mich mit Spontini zu Fuße (er wünschte es so) auf den Weg. Marschner wohnte ziemlich weit außerhalb des Thores. Es war im Herbst, die Straßen waren kothig, aber auf den Trottoiren gelangten wir ohne Unbequemlichkeit bis an's Thor. Hier aber breitete sich eine unabsehbare Kothfläche vor uns aus, durch die nur ein schmaler Fußpfad im Zickzack sich hinschlängelte. Spontini blieb stehen und schien aufmerksam ein Mittel weiter fortzuschreiten zu suchen. Endlich sagt er mir: „Sie sehen, hier ist's unmöglich, zu Fuße durchzukommen. Erzählen Sie Herrn Marschner, daß ich ihn habe besuchen wollen und wie ich daran verhindert worden bin.“

Am folgenden Morgen war Spontini abgereist, die Vorstellung des Vampyrs abgesagt und Marschner mißvergnügter, als je zuvor. —

Die späteren Opern Marschner's, des Falkners Braut, das Schloß am Aetna, der Bäbu und Adolph von Nassau, haben nirgends bedeutende Erfolge gehabt, es ist also anzunehmen, daß sich sein Genie in den drei ersten, glücklicheren Opern erschöpft habe.

In seiner Jugend soll Marschner auch ein bedeutender Klavierspieler gewesen sein. Ich habe ihn nur ein einziges Mal öffentlich spielen gehört. Er trug das bekannte a dur Rondo von Hummel auf ziemlich gewöhnliche Weise, ja sogar mit merkbarer Befangenheit, vor. —

Die Bewohner Ungarns.

Der herrschende Stamm in Ungarns bunt-scheckiger Bevölkerung sind die Madsharen. In ihrer eigenen Sprache schreiben sie sich Magyaren, und sprechen das „gy“ wie „dj“ aus, während die südlichen Nachbarn vorzugsweise „Madsharen“ sagen. Den Grund dieser verdorbenen Aussprache zu untersuchen scheint überflüssig. Wir haben jedenfalls so gut ein Recht, die Magyaren oder Madjaren als Madsharen zu bezeichnen, wie wir

im Sprachgebrauche die Worte: China, Mexico, Texas, Algier, Janitschar u. d. m. angenommen haben, obgleich uns nicht unbekannt ist, daß das Reich der Mitte durchaus nicht China heißt, die spanische Zunge Mexico und Texas spricht, der Afrikaner Al-dschezier sagt und der Türke uns mit großen Augen ansehen würde, wenn wir ihm von Janitscharen redeten.

Als die Madsharen den Boden Pannoniens betraten, fanden sie Walachen und Slaven, und auf dem rechten Donauufer spärliche Reste einst blühender römischer Anstadelungen. Die madsharischen Chronisten nennen sie „Pastores latini“, „lateinische Hirten!“ Sie waren aber kein Volk mehr wie die Slaven und Walachen, sie verschwanden spurlos. Der gewaltige Anprall der madsharischen Reiterei unterwarf die Walachen, und sprengte die Slaven auseinander. Sie warfen sich in das karpathische Gebirge und dem adriatischen Meere zu. Ohne die Uneinigkeit, die im Slavenreich herrschte, ließe es sich nicht begreifen, wie die an Zahl weit überlegenen und tapferen Slaven unterlegen sind. Aber wie gesagt, sie waren uneins, und von den Madsharen und Deutschen zugleich angegriffen. So ging das Großmarachanische Reich zu Grunde. Die Slaven hatten nun zwei ganz verschiedene Schicksale. Jene Slaven, die sich in das karpathische Gebirge gezogen hatten, unterwarfen sich nach und nach friedlich, es ist wenigstens von keinem bedeutenden Kriegszug der Madsharen in die Karpathen etwas bekannt. Der Madshar betrachtete sich als den Herrn des Slaven, und wie sich bei Nachbarvölkern immer eines über das andere lustig macht, so war es auch hier; der Madshar ergötzte sich an hundert und hundert Anekdoten, die im Volk von Mund zu Mund auf Kosten der Slaven liefen. Jeder Madshar kennt das Sprichwort: „Tös nem Ember!“ Der Slave ist kein Mensch! Der Slave fand sich in das untergeordnete Verhältniß, und wenn er aus demselben heraustreten wollte, geschah es dadurch, daß er sich für einen Madshar ausgab. Nur die gewaltsame Madsharisirung, die von den Madsharomanen in der neuesten Zeit unternommen wurde, hat den Slaven wach gerüttelt, und jene Stellung hervorgerufen, in der er sich jetzt den Madsharen gegenüber befindet.

Jene Slaven, die sich von der Ebene gegen das adriatische Meer zu flüchteten, fanden bei den Kroaten gastliche Aufnahme; sie schlossen sich ihnen als den Stammverwandten an, und fanden sich unter geregelter slavischer Regierung; die Kroaten hatten einen eigenen König. Am Ende des elften Jahrhunderts entstanden in Kroatien Unruhen, und sie unterwarfen sich dem Madsharenkönig Ladislaus dem Heiligen. Es hatte ein förmlicher Vergleich zwischen dem König und Kroatien statt. Der schriftliche Vergleich ist verloren gegangen, aber dennoch seit sieben Jahrhunderten, bis in die neueste Zeit, bildete dieser Vergleich die Grundlage der kroatischen Municipalrechte. Vom heiligen König Ladislaus angefangen hat Kroatien alle Schicksale, Freude und Leid redlich getheilt, und es war dem Wahnsinn unserer Zeit ausbewahrt, dieses siebenhundertjährige Band zu zerreißen, und Kroaten und Madsharen feindlich sich gegenüber zu stellen. In dem Verhältniß der Kroaten und Madsharen ist dies Eine auffallend, daß während der dreihundertjährigen Herrschaft des Hauses Oesterreich über Ungarn, die Kroaten es immer mit dem Kaiserhause hielten, während in Ungarn häufig Rebellionen statt hatten. Nur ein Mal war ein Theil der Kroaten gegen das Haus Oesterreich, als nach der Schlacht von Mohacs 1526 die Königskrone erledigt war und die Königswahl bevorstand. Damals war ein Theil der Kroaten für den Erzherzog, nachher Kaiser und König Ferdinand I., ein Theil aber für Johann Zápolya. Wie jedoch das Haupt des Zápolyaner — Frangipans — fiel, löste sich seine Partei auf, schloß sich Ferdinand an, und seither ist Kroatien unerschütterlich treu geblieben. Die große Verschwörung Peter Brinys und Frangipans unter Leopold I. scheiterte größtentheils an dem gesunden Sinn der Kroaten, die sich nicht daran betheiligen wollten.

Das Auftreten der Madsharen in dem Lande, welches sie bis jetzt schon bis in das zehnte Jahrhundert inne haben, ist in mannigfacher Hinsicht merkwürdig. Wie ein Keil zwischen die Slaven eindringend, die sich vom baltischen bis zum adriatischen Meere ausgedehnt hatten, machten sie eine große slavische Verbindung unmöglich; die Slaven versuchten es gar nie mehr, die Ebene wieder zu gewinnen, denn Germanen sperrten den Madsharen

den großen Handelsweg nach Konstantinopel auf der Donau ab; sie hatten also zwei große Nationalitäten gegen sich, und dennoch behauptet sich der kleine Stamm jetzt schon in das zehnte Jahrhundert. Die Ursachen sind einfach diese: Die Madsharen waren die letzte Welle der Völkerwanderung; es kam kein Volk mehr hinter ihnen, um sie zu verschlingen oder wegzuspülen; und als nach der Schlacht am Lech (955) ihre kriegerische Macht gebrochen war und sie am Rand des Verderbens standen, entschlossen sie sich, den christlichen Glauben anzunehmen. Dadurch traten sie in die Gesellschaft der übrigen christlichen Staaten als neues Glied ein, und erhielten sich. Auffallend aber ist es, daß die Madsharen jetzt, nach beinahe tausendjähriger Existenz gerade in der Lage sind, in der sie bei ihrer Einwanderung waren. Sie wollten jetzt die Balachen und Slaven durch die madsharische Sprache unterwerfen, wie sie vor tausend Jahren es mit dem Schwert gethan; wie sie damals den Handel mit dem Orient auf der Donau absperrten, so verlegte jetzt Kossuth die Szulina-Mündung nach Preßburg und hinderte den Handel Deutschlands auf alle Weise. So wie endlich die Madsharen sich in jener Zeit nur dadurch erhielten, daß sie die christliche Religion annahmen und sich in den Verband der christlichen Staaten einreiheten, können sie sich auch jetzt nur dadurch erhalten, wenn sie die Verfassung der Gesamtmonarchie annehmen und in den innigsten Verband mit allen Ländern der österreichischen Monarchie treten.

Die Deutschen in Ungarn beginnen schon unter Herzog Geisa, dem Vater des heiligen König Stephan. Aber unter Stephan selbst und seinen Arpadischen Nachfolgern begannen erst geordnete Ansiedlungen. Die Könige Arpadischen Stammes suchten in den deutschen Einwanderern Stärke gegen die Madsharen, die dem Gebote ihrer Fürsten und der Verbreitung des Christenthums oft widerstrebten. Die Frage, ob Ungarn christlich oder heidnisch sein sollte, wurde im Jahre 1000 durch deutsche Schwerter zu Gunsten der Gestirung entschieden. Stephan der Heilige ließ sich vor der Schlacht, wie die Chronisten sagen, nach deutscher Art mit dem Schwert umgürten. Die Deutschen waren immer die stärkste Stütze des

Thrones, und wurden deshalb von den Madsharen angefeindet, und mehr als ein Aufstand war unter den Arpaden gegen die Deutschen gerichtet. Von einer Verschmelzung der Stämme war keine Rede; denn einerseits sind die Madsharen ein abgeschlossenes Volk, was sich gern absondert, andererseits suchten die Könige selbst die beiden Nationalitäten auseinander zu halten. Die Deutschen wurden bei ihren Sitten und Gebräuchen erhalten; die königlichen Diplome sicherten den neuen Ansiedlungen das Magdeburger Stadtrecht zu, und die Eifersucht, die heimische Nationalität zu wahren, daß es im Ofener Statutenbuch heißt: „Der Stadtrichter aber soll sein ein Deutscher von reinem Geblüt, der vier deutsche Ahnen aufzuweisen hat, väterlich und mütterlich.“ Dasselbe wurde vom Stadtschreiber gefordert; unter den zwölf Rathsherrn mußten zehn deutsch sein; nur zwei Madsharen wurden zugelassen. Es ging so weit, daß selbst die Fragnerinnen nach Nationalitäten geschieden waren; und z. B. in Ofen die Zahl der deutschen Fragnerinnen doppelt so stark war als jene der madsharischen.

Die bedeutendste Ansiedlung aber ist die der Sachsen in Siebenbürgen. Schon im zwölften Jahrhundert wanderten sie ein, und die Vorrechte, die sie von König Geisa II. erhalten, sind ihnen bis zur gegenwärtigen Empörung in Ungarn geblieben. Sie waren die Vormauer gegen die orientalische Kaisermacht, und Unterstützung gegen die oft mißvergnügten Ungarn und Siebenbürger.

Die jüngste Nationalität in Ungarn ist die serbische.

Die Stämme, von denen wir bis jetzt geredet, haben sich mit den madsharischen nie vermischt, aber sich mit ihnen vertragen; sie nannten sich auch Ungarn und das Königreich ist dabei bestanden. Die Thorheit der Magyaromanen, diesen Völkerschaften die magyarische Sprache aufdringen zu wollen, hat erst ihren Widerstand, ihr ursprüngliches Nationalgefühl wieder erweckt, und würde — abgesehen von der gegenwärtigen Rebellion Ungarns — die Ausscheidung der nicht madsharischen Nationalitäten aus dem madsharischen Verband und so den Zerfall Ungarns herbeigeführt haben.

Die Früchte der Oeffentlichkeit.

(Von einem Handwerker.)

Es ist eine eigenthümliche, interessante Wahrnehmung, die wir machen, wenn wir viele Dinge und Personen vor den Märztagen betrachten und sie uns heute wieder vor die Augen führen, und die Veränderung bemerken, welche mit denselben und mit unserem Urtheile über sie vorgegangen ist.

Wie viele Dinge und Personen haben plötzlich ihren Nimbus verloren, mit welchem sie so lange Zeit umgeben waren, und welcher ihnen bei der gläubigen Menge Bewunderung und Ehrfurcht verschaffte. Jetzt, nachdem die Bewegung der Neuzeit Alles unbarmherzig an das Sonnenlicht der Oeffentlichkeit gezogen hat, wie schwindet und erblaßt da nicht der erborgte Schimmer, wie welkt da nicht über Nacht der lang zur Schau getragene unverdiente Lorbeer!

Und das ist der Segen der Oeffentlichkeit, daß sie uns die Wahrheit hinter Allem leicht erkennen läßt, weil wir jetzt bei Tag und auf offenem Markte schauen können, und nicht mehr wie sonst das Stück und die Komödianten nur bei dem täuschenden Lichte der Lampen, und im erborgten Theaterschmuck und Glimmer sehen!

Aber eben dies ist es, was sie gern verhindern möchten, diese Herren Stock- und Popsgelehrten, Auto- und Bureaukraten, denn nun ist es mit ihrer Herrlichkeit vorbei, sie erscheinen jetzt in ihrer ganzen Gewöhnlichkeit. Und darum haben sie auch einen so grimmigen Haß auf diese Demokraten; denn die sind an all' dem Unheil schuld; die haben ihnen den erborgten Mantel, in welchen sie sich so imponirend einzuhüllen wußten, von den Schultern gerissen, und nun stehen sie nackt da und müssen sich schämen!

Freilich, es ist aber auch eine recht ärgerliche Sache, daß jetzt die dummen Bürger anfangen, ihre Nase in Alles hineinzustecken, überall bekriteln und beschnüffeln, und so Vieles auffinden, was sonst so hübsch verborgen blieb! Und sogar auch noch mit an's Regieren wollen sie sich machen! Da steh' uns Gott bei! Wozu haben wir denn

studirt und das viele Geld auf Universitäten gelassen, wenn wir nicht mehr das dumme Volk regieren sollen!

Ja, ja, Ihr Herren, es ist vorbei mit Eurer Alleinweisheit, vorbei ist die Zeit, wo noch das Sprüchwort galt: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!“ Man fängt an einzusehen, daß, um Verstand zu haben, man nicht auf Universitäten gewesen sein muß, und daß nicht Jeder, der einen Professoren- oder Doctortitel vor seinem Namen trägt, auch darum ein besonders gescheiter Mann ist. —

Freilich wohl mag Euch das ärgern, Ihr gelehrten Herren, daß Ihr jetzt seht, wie der gewöhnliche Bürger auch Verstand hat; wenn Ihr sehet, wie in Vereinen Leute, die nicht studirt haben, auftreten und Vorträge halten, so gründlich und durchdacht, daß Ihr Euch eingestehen müßet: Ihr hättet's nicht besser gemacht. Ja, kommt nur zu uns, Ihr Herren, und überzeugt Euch; dann würdet Ihr sehen, daß die Bürger im Stande wären, sich selber zu regieren, und daß sie dabei ganz wohl die Herren von Gottes Gnaden entbehren könnten.

Und dazu muß es kommen; zu dieser Ueberzeugung müssen sie Alle gelangen, unsere Widersacher: daß die Bürger selber im Stande sind, ihre Angelegenheiten zu ordnen, ohne dazu eines ganzen Heeres von Beamten und Vormündern zu bedürfen.

Und diese Ueberzeugung muß uns selber kräftig halten, und den Bestand der wahren Demokratie sichern. Wir müssen uns selber Etwas zutrauen können, und nicht bloß an Autoritäten glauben. Nicht der Name, Titel oder Rang und Vermögen eines Menschen soll uns als Garantie erscheinen, sondern das Erprobtsein seiner Gesinnung. Nicht an einzelne hervorragende Persönlichkeiten dürfen wir uns anklammern, sondern an die Sache selber. Die Gesamtheit müssen wir im Auge haben, und nicht einzelne Individuen. Den Erfolg unserer Bestrebungen dürfen wir nicht von Einzelnen abhängig glauben, sondern von der Gesamtheit. Wir müssen uns daran gewöhnen, auf eigenen Füßen zu gehen, und nicht immer der Träger bedürfen. Und dies können wir; denn in dem Volke liegt so viel gesunder, kräftiger

Stoff, welcher gleich einem fruchtbaren Baume stets neue Zweige treibt, wenn hier und da auch einige abfallen. Und dies sind die Früchte der Deffentlichkeit!

Zürich im Rokoko-Mahnen.

(Fortsetzung.)

Herr Hirzel lenkte nach einer zweiten und dritten Frage, bei deren Beantwortung die verschiedenen Nuancen des Verstandes, Herzens und Witzes der verschiedenen handelnden Personen sehr interessant durch einander spielten, das Gespräch allmählig auf die wichtige Frage von der Vertheilung der Gemeindegüter. Hier erschienen die Liebe zum allgemeinen Besten sowohl als alle niedrige Privatleidenschaften mit ihren Trugschlüssen, mit ihren gegleißneten Wohlmeinungen bewaffnet, in einem sehr merkwürdigen Streit auf dem Schlachtfeld. Da hätten Sie das edle Feuer des Gesprächsführers, die bezaubernde Einfalt des Bürgermeisters, den ich gleichsam bald in dem Schimmer eines wohlthätigen Königs leuchten sah, dann wieder in der ländlichen Simplicität bewundern mußte, welche ihn, nebst der überwiegenden Stärke seiner Kenntnisse über alle vor-schwebenden Materien, wie Sokrates, zum Meister über Alles machte, mittlerweile er Allen zu Diensten schien und den guten Landleuten zum Geburtshelfer deutlicher Begriffe diente, welche bloß klar in ihrer Seele lagen; da hätten Sie sehen sollen, wie die bäuerische Sprache die Geheimnisse einer echten Politik zu Tage legte, wie Heidegger und Hirzel dasjenige zur Alltagspeise zubereiteten, was sonst nur in dem Destillirrohre politischer Chymisten geheimnißvoll kocht, und von der Lippe eines Pöbels entfernt wird, der nach ihrer Meinung verhungern darf; da hätten Sie hören sollen, wie der feurige Hirzel brausend die Tunkeln des sich äußernden Eigennuzes oder Neides auf ihre unglücklichen Besitzer zurückschlug; wie Gefner sie zu christlichen Gesinnungen, zum Dank

gegen den erhabenen Geber alles Guten, mit dem Wohlwollen eines Brockes, und mit der erhabenen Andacht eines Deschamps und Bonnets ermahnte, und wie endlich Heidegger auch hier mit der Ruhe seines Geistes und der Einfalt seiner Schlüsse triumphirte, der Eifer für das allgemeine Beste unter den wirksamen Wohlmeinungen für das Beste der Partikularen verbarg, und so jede in Aufruhr gebrachte Leidenschaft in Schaam, Bewunderung und endlich in das überzeugte Stillschweigen des ganzen Saales auflöste. Noch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß ein jedes Mitglied, wenigstens der engeren ökonomischen Gesellschaft das Recht hat, Fragen, die ihm wichtig dünken, an die Bauern sowohl als an die Vorsteher zu thun.

Sie stellen sich leicht vor, daß es große Kunst braucht, alle diese verschiedenen Köpfe in der gebührenden Unterwürfigkeit unter die allgemeine Ordnung und innerhalb der richtigen Straße und Hauptfrage zu halten. Aber unter einer geschickten Führung muß auch diese Schwierigkeit zum Fund der gesuchten Wahrheit helfen. Und die guten Bauern scheinen mir ihre Leute so wohl zu kennen, daß ich oft herzlich darüber lachen mußte, wie meisterhaft sie unnöthig aufgeworfene Schwierigkeiten oder elende Neußerungen einer spöttischen Präpotenz bei einem Anlaß, wo nur Gründe und Wahrheit gelten sollen, zurückwiesen. Was mich besonders betrifft, so verstand ich mitten durch das Batois der Bauern den Kern ihrer Meinung fast alle Mal um so leichter, da sie nach Bauern- und Bauernprediger-Art die gleiche Wahrheit wohl zwanzig Mal und von zwanzig verschiedenen Seiten vorstellten; und was ich allenfals nicht verstand, erklärten mir meine verbindlichen Nachbarn. Besonders frappirte mich einer von den Bauern, welcher wenig, und wenn er redete, sehr weitschweifig aber mit großen viel umfassenden Grundsätzen vermischt vorbrachte, die er alle Mal mit dem unauflöselichen Syllogismus behauptete; daß er es selbst erfahren hätte. So lange die übrigen redeten, war er ganz Ohr, und ich möchte sagen, noch mehr fast ganz Aug, ein Aug, Corfani, welches dem Auge des Castraten, dieses berühmten Günstlings einiger gelbsüchtigen Fürsinnen von Rom nicht weicht; ein Kopf,

den ich in einer Büste der Medicaischen Galerie unter den Nitratti der alten Weisen gesehen zu haben glaube. — Rathen Sie, wer war dies?

Da die Post abgeht, so werden Sie es sicher mit der künftigen vernehmen. Ich umarme Sie.
(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Berlin. Von Bruno Bauer wird ein neues Werk unter dem Titel erscheinen: Die bürgerliche Revolution in Deutschland, seit dem Anfange der deutsch-katholischen Bewegung bis zur Gegenwart. Bruno Bauer wird in diesem Werke an den Kämpfen des Bürgerthums mit den Regierungen nachweisen, wie in der Passivität und Abgestumpftheit des bürgerlichen Bewußtseins die Gegensätze der bisherigen aristokratischen Welt und des absolutistischen Systemes untergegangen sind, wie die Regierungen ihrerseits gleichfalls den Beweis liefern, daß die Lebensmächte und Gesetze der alten Welt nur noch als Phrasen und berechnete Absicht existirten, und wie es daher der bürgerlichen Mißliebigkeit und Verstimmung möglich wurde, den bisherigen Regierungs-Absolutismus zu stürzen. Indem B. Bauer den Untergang der alten Welt im Bewußtsein des Bürgers nachweist, erklärt er zugleich die Stockung, in welcher sich für jetzt die neueste Bewegung festgesetzt hat — er zeigt nemlich in jedem der einzelnen Kämpfe der letzten vier Jahre, wie der Bürger keine neue Bildung schafft, die alte nicht stürzt, sondern nur ihren Verfall beweist — wie er nicht auflösend wirkt, sondern nur an sich und an seinen Gegnern die vorhandene Auflösung nachweist — wie der Bürger die geschichtliche Leidenschaft des Kampfes nicht kennen kann, wie er nicht einmal zu kämpfen braucht, da die Welt, die ihn ärgert, seine eigene morsch gewordene Welt ist und ihm nachgiebt, so weit er will und es verlangt — wie daher der Bürger, nachdem er so weit Herr geworden, als er es kann und will, sogar unfähig ist, sich selbst eine neue Form der inneren Beruhigung und staatlichen Knechtschaft zu schaffen, wie er daher dem alten System alle Formen der Abhängigkeit und die nöthigen Zuchttrüthen entlehnt und als der Halbgebildete, der mit einer morsch gewordenen Culturwelt nicht aufzuräumen vermag, mit den Fetzen des abgetragenen aristokratischen Schmuckes sich ausputzt. Mit dieser geschichtlichen Kritik stellt B. Bauer der neuen bürgerlichen Herrschaft ihr Prognostikon und zeigt den schnell sich entwickelnden Keim ihres Unterganges, namentlich in der persönlichen Unsicher-

heit und in dem bösen Gewissen des Bürgers, welches in dem Bewußtsein begründet ist, daß er eine Herrschaft erlangt hat, die er sich nicht durch persönliche Tapferkeit erworben und die nicht durch persönliche Selbstmacht, durch die Gewißheit der eigenen Kraft getragen wird. Z. S.

* * Die Vorlesungen, welche Bruno Bauer auf Veranlassung des Vereins der jüngeren Kaufmannschaft im Börsensaale zu halten beabsichtigte, sind durch das Polizeipräsidium untersagt worden. — Schämt man sich denn in Berlin gar nicht mehr?

* * Die „Neue Preussische Zeitung“ enthält die nachstehende: Entbindungs-Anzeige. Die zwar schwere, aber glückliche Entbindung meiner lieben Frau, Friederike, geb. von Braunschweig, von einem gesunden Sohne, und „Mit Gott, für König und Vaterland!“ treuen Unterthanen Seiner Majestät, unseres Allergnädigsten Königs von Gottes Gnaden, beehre ich mich, allen meinen Verwandten und Freunden, die gleich mir „Mit Gott, für König und Vaterland!“ im Herzen tragen, ganz ergebenst anzuzeigen. Wolgast bei Woldenberg N. M., d. 7. Jan. 1849. v. Baldow.

* * Lehrt meinem Volk hübsch fromme Lieder,
So sprach der Fürst zu seinen Pfaffen,
Bücht es mir hübsch zur Erde nieder,
Um ihm des Himmels Heil zu schaffen.
Und daß es zahle fromm die Steuer,
Lehrt nach dem Evangelium;
Denn gebt dem Kaiser das was euer,
Sagt Christus, und das war nicht dumm.
Dem Volk laß ich den Himmel
Mit seinem Sternengewimmel,
Wenn mir nur bleibt die Erde.
B. S.

* * Wrangel äußerte sich neulich gegen einen Offizier, der sich darüber beklagte, daß die Verfassung vom 5. December viel zu liberal sei (ein ehrenvoller Beleg über den Geist eines preussischen Offiziers), das werde sich schon machen.

Wie der hochselige König die Prügelstrafe beim Heer abgeschafft, sei er als junger Lieutenant zu seinem Major geeilt, um ihm zu erklären, daß er ohne Prügel mit seinen Soldaten nicht auskommen könne. (Ein netter Jüngling dieser Herr Wrangel schon damals!) Der Major aber habe kurz erwidert: der König wolle es, und wenn der Herr Lieutenant ohne Prügel nicht auskomme, werde er um seinen Abschied einkommen. Da habe er sich ganz verblüfft aus dem Staube gemacht. Und siehe da, es ging auch ohne Prügel! — So werde es auch mit der Verfassung gehen.

Bremen. Ein Verzückter schreibt über Lucile Grahn in der Weser-Zeitung: „Sie siegte so vollständig, daß von uns zuletzt fast Nichts mehr als die klatschenden Hände und der jubelnde Mund übrig war.“ Dabot dagegen sagt: Dummheit, du siegst!

Breslau. Ein hiesiger Arzt hat eine gereimte Cholera-Diätetik veröffentlicht:

Die Cholera scheint aufzuhören,
Doch nehmt Euch noch in Acht,
Daß wider die Gesundheitslehren
Ihr keinen Fehler macht.
Deckt mit Flanell des Leibes Blöße
Und haltet ihn hübsch warm;
Vermeidet Sauerkraut und Klöße
Und bläh'nder Speisen Schwarm.
Laßt Kuchen, Buben, Striezel, Torten,
Denn diese Leckerei'n,
Die können, glaubet meinen Worten,
Euch sicher nicht gedeih'n!
Auch Karpfen, Aale, Lachs und Bricken,
Verdauen sich sehr schlecht;
Wollt Ihr mit Fischen Euch erquicken,
So speist ein Stückchen Hecht.
Laßt alle geistigen Getränke,
Wein, Rum und auch Likör,
Ein Jeder von Euch allen schenke
Mir williges Gehör.
Um aber doch den Durst zu stillen,
So ist ein starker Thee
Von Pfeffermünze und Kamillen
Zugleich die Panacee.
An frischem Fleisch und kräft'ger Brühe,
Kraftsuppen aller Art,
Da werde weder Fleisch noch Mühle,
Noch Geld von Euch gespart.
Ein saftig ausgeschmorter Braten
Von Flügelreich und Wild,
Ist für den Hunger anzurathen
Den er recht schmachhaft stillt.

Da auch sich leicht von scharfer Galle
Das Uebel generirt,
Gebt Acht, daß Euch in keinem Falle
Ein Uerger afficirt.
Wollt Ihr nun, daß die böse Seuche
Von uns'rer guten Stadt
Im nächsten Frühjahr völlig weiche,
So folgt gegebenem Rath.

Frankfurt a. M. Der böhmische Dichter Alfred Meißner gehört zum intimen Gefolge der äußersten Linken und ist ihr unzertrennlicher Gefährte. Ihm hauptsächlich verdanken die meisten Mitglieder für Böhmen ihre Wahl, er ist der Agitator der deutschböhmischen Wahlkreise gewesen. Ein blasser, blonder, junger Mann, kündigt seine äußere Erscheinung weder großen Geist noch den Poeten an; er sieht sehr sanft und gutmüthig aus, als könne er keine Fliege tödten, und doch deklamirt er mit erhabenem Pathos ein Gedicht, das mit folgender Strophe endet:

Gleich wie der Sturmwind, mächtig brausend,
Vom Aste reißt die faule Frucht,
So müssen viele Hunderttausend'
Vom Schwerte werden heimgesucht.
Nicht eher kommt uns Freud' und Heil,
Bis der Messias ist erschienen,
Der Weltbeherrscher durch das Beil
Vom rothen Thron der Guillotinen! —

Halberstadt. Ein Dorf am Harz, bekannt durch Wilddieberei und allerlei lüderliches Wesen, wurde einige Tage nach der Schlacht bei Jena von einem Franzosen passirt, der sich einige Leute von dort als Führer nach Harzburg mitnahm. Auf dem Rückwege wurde der Franzose, der im Wirthshaus sein Geld hatte sehen lassen, ermordet und die Mörder verpraßten das Geld daheim im Krüge und rühmten sich frech ihres Verbrechens. Schulze und Pastor berichteten den Vorfall nach Halberstadt. Vierzehn Tage darauf ritt ein französischer Gendarm in den Ort und überbrachte vom Gouvernement einen Brief, in dem der Schulze aufgefordert wurde, binnen 24 Stunden die Mörder zu stellen, widrigenfalls das Weitere zu erwarten sei. Die Mörder waren entflohen, aber das ganze Dorf machte sich auf, durchstreifte die Wälder und lieferte zur gesetzten Zeit die drei Mörder ein. Lange Zeit hindurch war nichts von ihnen zu hören, und schon glaubte man sie hingerichtet und gewann wieder Muth, daß die Sache so abgelaufen sei, als plötzlich das ganze Dorf mit Greisen, Weibern und Kindern nach Halberstadt citirt wird, da es die Mörder beherbergt und eine schwere Schuld auf sich geladen habe. In Halberstadt werden sie Alle ohne Ausnahme

um den errichteten Galgen gestellt, die Kinder bilden den ersten Kreis, dann die Weiber und dann die Männer. So stehen sie den ganzen Tag bis zum Abend, die eigene Strafe erwartend. Am Abend werden sie entlassen und nach 8 Tagen nochmals citirt in derselben Weise. Jetzt sehen sie die drei Mörder hinrichten und Keiner, der dies gesehen, hat's vergessen, daß der Mord ein todeswürdiges Verbrechen und die Gemeinschaft der Verbrecher zu meiden ist gleich der Pest. Seit dieser Zeit ist die Gemeinde, sonst die verurufenste, ausgezeichnet durch Zucht und Ordnung.

Koblenz. Das Kürzeste und Vernünftigste unter der vielen Saalbaderei über die Deputirtenwahl ist hier erschienen: Wen wir wollen. Keine Heuchler und Scheinheilige. Keine, welche die Religion als Deckmantel reactionärer, das Volk unterdrückender Bestrebungen benutzen. Keine Renegaten, frühere Demagogen, jetzt protestantische Mucker. Keine, die durch besoldete Kirchenämter fromm und servil geworden sind. Keine, welche das alte Soldatenregiment mit den ungeheuren Gehalten erhalten wissen wollen, wobei das Volk die Zechen bezahlt. — Laßt Euch durch Hahnen-geschrei nicht irre machen, wählt freisinnige Männer, denen das Wohl des gemeinen Mannes am Herzen liegt. Wählt die Männer, die furchtlos bis zum Auseinandertreiben auf ihren Posten geblieben sind und die alten Mißbräuche aufgedeckt haben. Bedenkt, daß man Euch dreiunddreißig Jahre hingehalten und noch dreiunddreißig Jahre dito vergangen wären, wenn nicht gerade diese Männer mit Gefahr ihrer Freiheit Einer für Alle und Alle für Einen gestanden hätten. — Wenn ihr Beamte wählt, so prüfet genau, denn sie erhalten zu Haus ihren Gehalt, in Berlin ihre Diäten, und können es daher am längsten aushalten, während jeder Andere, der zu Hause sein Geschäft versäumt, Gut und Hof im Stiche läßt, sich beeilen wird, in Berlin so schnell als möglich fertig zu werden. Mehrere, die es ehrlich meinen und die weder auf Orden, Titel noch Avancement speculiren.

Köln. Die Neue Rhein. Zeitung enthält folgende Skizze: Das „Todtenkäuzchen“ kündigt nach dem Volksglauben einen Sterbefall in der Familie desjenigen Hauses an, in dessen Nähe es seinen Nachtsitz aufschlägt und seine unheimliche Stimme ertönen läßt. Seit einigen Monaten fliegen in Deutschland andere Todeskäuzchen herum, deren Erscheinen an einem Orte als sicherstes Zeichen von bald herannahendem Unheil, von Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht, Belager-

ungszustand, Standrecht &c. zu betrachten ist. — Diese politischen Todeskäuzchen sind — die Commissäre der Centralgewalt. In Betreff ihrer ruht der Volksglaube nicht auf Vorurtheil, sondern auf der „breitesten“ Grundlage praktischer Erfahrung. — Schleswig-Holstein hat als Vorboten seines Mißgeschicks vor dem schmählichen Waffenstillstande einen Abgesandten der Centralgewalt, nach jenem Waffenstillstande einen zweiten in der Person des Hrn. Stedtmann gehabt, mit dessen Einzug das begonnene Unheil fortgesetzt wurde. Und war nicht Herr Brangel auch ein Central-Commissär? — Kaum ist das edle Bruderpaar Welker-Mosle in Olmütz eingekehrt und an kaiserlicher Tafel abgefüttert, so bricht gegen Oesterreichs Hauptstadt der contrerevolutionäre Sturm los und Gräuelpollenderien sich, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr vorgefallen. — Brutus-Bassermann &c. erscheinen in Potsdam und Berlin als Reichs-commissaire, und ihnen folgt die „wilde Jagd“ der Brangelschen Heerschaaren auf die Nationalversammlung, ihnen folgen alle jene Gewaltthaten gegen die Habeas-Corpus-Acte, gegen Pressfreiheit und Vereinsrecht, mit denen die preussische Contrerevolution ihren Einzug in Berlin feierte. — Als nun gar der „Edle“ von Sager eine Reichs-sendung nach Berlin überkam, da konnte es wohl Wenigen zweifelhaft sein, daß noch Aergeres bevorstände. Und in der That zeigte es sich, daß er als Vorbote des letzten Gewaltstreiches der Potsdamer Kamarilla und ihrer Partei auftrat. Seine „kühnen Griffe“ fanden in Potsdam gelehrige Schüler. Der Potsdamer „Griff“ bestand in Fortjagung der Nationalversammlung und Herstellung der Gottesgnadenwirthschaft durch Detroyierung einer Charte, das heißt, durch Verletzung der feierlichsten Erklärungen und Verheißungen. — Der „Edle“ konnte ruhig nach Hause reisen; er hatte die Functionen eines Reichs-„Todeskäuzchens“ genügend erfüllt. Aber bald ruft ein anderes „Todeskäuzchen“, und dies Mal gilt es der Centralohnmacht selbst mit sammt ihren „kühnen Griffen.“

Leipzig. Im verflossenen Jahr 1848 wurden in Deutschland über 84 Meilen Eisenbahn eröffnet, und zwar 35 Meilen in Preußen, 15½ Meilen in Baiern, 13 Meilen in Sachsen, 5¾ Meilen in Kurhessen, 4½ Meilen in Mecklenburg-Schwerin, 4½ Meilen in Württemberg, 3½ Meilen in Oesterreich, 2 Meilen in Baden, 1 Meile im Gebiete der freien Stadt Frankfurt, ½ Meile in Sachsen-Gotha (Pferdebahn), ¾ Meile in Hessen-Darmstadt. Darunter sind 22½ Meilen Staatsbahnen, nämlich: in Baiern von Neuenmarkt bis zur sächsischen Grenze bei Hof; in

Sachsen von Blauen bis zur bairischen Grenze und von Dresden bis Pirna; in Württemberg von Bietigheim bis Heilbronn; in Baden von Schliengen bis Efringen; auf hessen-darmstädtischem und frankfurtischem Gebiete von Offenbach nach Sachsenhausen und von da nach Frankfurt. Die übrigen 62 Meilen vertheilen sich auf folgende zwölf Privatbahnen: 1) Friedrich-Wilhelms-Nordbahn, von Karlsruhen bis Grebenstein; 2) von Münster nach Hamm, Zweigbahn der Köln-Mindener Eisenbahn; 3) von Löbau nach Zittau, Zweigbahn der Sächsisch-Schlesischen Eisenbahn; 4) von Waltershausen nach Fröttstedt, Zweigbahn der Thüringischen Eisenbahn (für Pferdekraft); 5) Stargard-Posener Eisenbahn, von Woldenberg nach Bronke, von Bronke nach Samter, von Samter nach Posen, sodas die Bahn jetzt ganz vollendet ist; 6) Zweigbahn der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn von Züterbogk nach Herzberg, und von da nach Röderau (Nies) zum Anschluß an die Leipzig-Dresdner Eisenbahn; 7) Mecklenburgische Eisenbahn, von Schwerin nach Wismar; 8) Pfälzische Ludwigsbahn, von Homburg nach Kaiserlautern und von da nach Frankenstein; 9) Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, Zweigbahnen von Oderberg nach Annaberg (womit der unmittelbare Anschluß an die preußischen Bahnen und zunächst an die Wilhelmsbahn hergestellt ist) und von Genferndorf bis Marchegg (resp. Persburg); 10) von Frankfurt a. M. nach Hana; 11) Zweigbahn der Köln-Mindener Bahn von Oberhausen nach Ruhrort; 12) Bergisch-Märkische Eisenbahn, von Schwelm bis Dortmund (womit die Eisenbahn vollendet ist). Im Ganzen werden jetzt in Deutschland circa 828 Meilen Eisenbahn befahren, die sich auf folgende Staaten vertheilen: Preußen 325, Oesterreich 164, Baiern 61, Sachsen 55½, Hannover 48½, Baden 42, Holstein 25, Mecklenburg-Schwerin 19, Württemberg 17, die drei Anhalt 12, Braunschweig 11½, Hessen-Darmstadt 8, Sachsen-Weimar und Sachsen-Gotha je 7, Hessen-Kassel 6½, Nassau 5, Sachsen-Altenburg 4½, Schaumburg-Lippe 3½, Hamburg, Lübeck und Bremen 3½, Frankfurt a. M. 2½ Meilen. Davon sind nur etwa 270 Meilen, noch nicht der dritte Theil, Staatsbahnen. — In den übrigen Ländern unsers Continents wurden folgende Eisenbahnstrecken eröffnet: 1) in Frankreich von Avignon nach Marseille (zum großen Theile schon 1847 eröffnet), von Montereau bis Troyes, von Abbeville bis Boulogne, von Rouen nach Dieppe, von Lille nach Calais und Dünkirchen, zusammen über 57 Meilen (im Ganzen hat jetzt Frankreich 289 Meilen Eisenbahnen); 2) in Belgien von Tournay bis Turbise und von Walcourt nach Morilamé (Pro-

vinz Namur; Theil der Sambre-Maasbahn), zusammen 8 Meilen; 3) in Italien von Florenz nach Prato und von Empoli nach Florenz (legte noch fehlende Section der Leopoldsbahn von Florenz nach Livorno), zusammen 6 Meilen; 4) in Ungarn von Pressburg nach Marchegg (zum Anschluß an die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn) 2½ Meilen; 5) in Spanien von Barcelona nach Mataro (erste spanische Eisenbahn), gegen 4 Meilen. Dies giebt im Ganzen 77½ Meilen, also noch nicht so viel, als in Deutschland allein eröffnet wurden.

London. Hr. Macaulay empfängt für das zehnjährige Verlagsrecht seiner „Geschichte von England“, eines Werks in zwei mäßig starken Bänden, von der Longman'schen Buchhandlung in London jährlich 600 Pf. St. Honorar, also 6000 Pf. Es ist dies, im Verhältniß zum Umfange des Werkes, eines der stärksten Honorarien, die jemals in England gezahlt worden. Das größte Honorar, welches je für ein einzelnes Werk gegeben ward, erhielt Walter Scott für sein „Leben Napoleons“ in 9 Bänden, nämlich 18,000 Pf. St.; aber die Buchhandlung erfuhr bald mit Schwaden, daß sie ihren Autoritätsglauben zu theuer bezahlt.

Olmutz. Es giebt eine Menschenklasse, die ihr Lebenslicht einzig von dem Glanze der Krone usurpirt, wie der Planet von der lichtbegabten Sonne. — Diese Leute nennen sich jetzt mit einem Lieblingsnamen „Constitutionelle“; aber ihr sehnlichster Wunsch ist der Absolutismus, nicht aus Liebe zum Monarchen, sondern aus Liebe zu sich selbst. Sie waren unter Metternich jeder ein kleiner Metternich, sie sind unter dem Czar aller Neußen jeder ein kleiner Czar. Sie wollen ein schwaches Volk und eine starke Regierung, weil sie regieren wollen. Sie ostentiren ihre Loyalität dadurch, daß sie die Volksfreiheiten einen Unsinn, die Volkserrungenenschaften ein Verbrechen nennen. Sie erklären den Reichstag in der Eigenschaft als gesetzgebende Gewalt für ein Attentat auf die Kronrechte, sie halten Niemanden als die Regierung für berufen, Gesetze zu geben, die dann der Reichstag allenfalls annehmen kann, so wie er überhaupt zur Bewilligung einer neuen Staatsschuld und als Garantie gegen einen öffentlichen Mißcredit gut ist, und das Vertrauen des Volkes durch seine Bedeutung aufrecht erhalten soll. — Diese Leute nennen sich Stützen des Thrones und gelten dafür, indem sie die Revolution allenthalben bekämpfen, allein sie sind die eigentlichen Pionire der Revolution und arbeiten an der Demolirung der Throne, indem sie die Contre-Re-

volution durch fortwährende Uebergriffe und Attentate auf die Volksfreiheiten permanent machen.

N. 3.

Paris. Der Freund Louis Philipp, der Mann mit der „schönen Stimme“, der als Sänger seine Carriere begann, als Decan der medicinischen Facultät sie fortsetzte und sie als Paire de France geendet hätte, der Mann, der in seinem wissenschaftlichen Streite mit Raspail durch seine politische Stellung beständig seinen Prozeß gewann und dadurch Unschuldige in Vergiftungsprozessen verurtheilen half, dieser Mann des Wissens und Singens steht ebenso beschmutzt, beschimpft da, wie vor einigen Monaten Libri, der gelehrte Bibliothekar und Freund Guizot's. Zwei Gelehrte, der eine ein Spanier, der andere ein Italiener, sind weiter Nichts als Gauner und Charlatans. Ein Kredit von 50,000 Fr. wurde für die Anschaffung anatomischer Präparationen bestimmt; Drfila wird angeklagt, sich diese Summe angeeignet zu haben. Ein Deficit von 50,000 Fr. in der akademischen Kassa — Drfila!! Der berühmte Professor Bouillaud (über Herzkrankheiten) wird abgesetzt, weil er die Rechnungen für Lieferungen nicht unterzeichnen will, und Drfila schweigt! Bouillaud gesteht laut, daß er nicht unterschreiben will, was nicht geliefert worden, daß er nicht Complice sein wolle, und Drfila schweigt! Wann wird Drfila wieder singen?

* * Guizot's Broschüre: „De la Démocratie en France,“ ist in folgende acht Kapitel getheilt: Woher kommt das Uebel? Die Regierung und die Demokratie. Die demokratische Republik. Die sociale Republik. Welches sind die wesentlichen und wirklichen Elemente der Gesellschaft in Frankreich? Politische Bedingungen des socialen Friedens in Frankreich. Moralische Bedingungen des socialen Friedens in Frankreich. Schluß.

* * Bei Gelegenheit der „socialistischen Weihnachten“, die am 25. December v. J. in mehreren Tanzlokalen und anderen öffentlichen Orten der Hauptstadt (wie z. B. im Jardin d'hiver) gefeiert wurden, erfahren wir, daß es die Absicht der Partei sei, allwöchentliche Sonntags-Bankets in den Kaffeegärten vor den verschiedenen Barrieren von Paris zu veranstalten. Der Zeitung „Le Peuple“ zufolge, soll jeder dieser Vergnügungsorte eine Art von neuer Kirche werden, in welcher sich die Socialisten alle zu einer „brüderlichen Communion“ vereinigen wollen. „Mit Recht,“ so fügt das genannte socialistische Journal hinzu, „hat man das Weihnachtsfest als Tag der Einweihung gewählt: der Jahrestag der Geburt Christi konnte nicht angemessener als durch die-

jenigen gefeiert werden, die sein Werk fortsetzen wollen.“ Der Ex-Abbé Chatel, Gründer der so genannten „französischen Kirche“, präsidirte bei einem dieser „religiös-socialen Bankets“, die theils am Mittag und theils am Abend des ersten Weihnachts-Feiertags stattfanden, und bei denen natürlich die socialistischen Damen mit einer Hauptrolle spielten. „Alle diejenigen“, hieß es in der Aufforderung des Herrn Chatel, „sind eingeladen, die in Gott und in der Menschheit communiciren wollen, welches auch übrigens ihre politischen und religiösen Ansichten sein mögen.“

* * Alles ändert, Alles vereinfacht, Alles vervollkommnet sich um uns her, nur die Politik und die Verwaltung vervollkommen sich nicht, vereinfachen sich nicht, verändern sich nicht. Und man wundert sich, daß die Regierungen über den Haufen fallen? Wahrlich, es wäre weit mehr zu verwundern, wenn sie, die unbeweglich sind, wenn Alles sich bewegt, die zurückbleiben, wenn Alles vorwärts schreitet, nicht zu Boden stürzten. Man glaubt, es reiche hin, die Menschen und nicht auch die Sachen anders zu gestalten. Ein Irrthum! Wenn man die Sachen nicht ändern will, dann ist es am besten, daß man auch die Menschen unverändert läßt.

Schöllenstein. Was durch Muth und Ausdauer geleistet werden kann, das zeigte neuerdings der Wirth und Gutsbesitzer Steinhäuser in Schöllenstein, einem romantisch gelegenen Dorfe im Bayerwald. Er hat einen vollkommenen Felsenabhang terrassirt und in fruchtbares Ackerland verwandelt. Granitblöcke wurden zertrümmert, kolossale Mauern erbaut und Erde aufgeföhrt. Die Bauern in der Gegend lachten Anfangs nicht wenig über dieses mühevollen Werk und bedauerten das für ein so unnütz scheinendes Unternehmen hinausgeworfene Geld. Als aber im Jahre darauf das kräftigste Korn weit und breit auf diesem Kunstacker mit der Felsenunterlage wuchs, als in regelmäßigen Reihen hingepflanzte Frauendorfer Obstbäume ihre Zweige reckten und streckten, da lachte Niemand mehr, da wunderte man sich über die Massen und wunderte sich noch immer, weil sich der Erntegewinn auf diesem Felsengrund fortwährend so steigert, daß die Kosten für die Herstellung bereits hinreichend hereingebracht sind. Steinhäuser hat für seinen Eifer vom landwirthschaftlichen Verein in Baiern eine silberne Medaille und ein schönes Preisbuch erhalten.

Stuttgart. Freitag, den 12. Jan. zum Vortheil des Herrn Grunert, zum ersten Mal: Herzog Ulrich, vaterländisches Schauspiel mit

Volkliedern, in drei Abtheilungen und fünf Aufzügen, nach Hauff's Lichtenstein von A. Seubert. Ouvertüre und die zur Handlung gehörige Musik von Abenheim.

Venedig. In Venedig ist noch immer eine österreichische Garnison! In der Konfusion der Uebergabe Venedigs an eine Macht, die nicht da war, und des Abmarsches der Oesterreicher unter dem Grafen Zichy ward der Posten auf einem Pulverthum vergessen. Es ist mehr als Dies damals vergessen worden. Als die Kaiserlichen fort waren, fiel es wenigstens den Venetianern ein, daß die Oesterreicher noch im Pulverthum steckten. Sie forderten sie trotzig auf, den Thurm zu räumen, das Pulver auszuliefern und sich gefangen zu geben. Zu ihrer großen Verwunderung erhielten sie indeß die Antwort: die 14 Mann mit ihrem Unteroffizier würden den Posten halten bis auf den letzten Mann, bis sie Kontreordre von ihrem Kaiser oder General erhielten. Auch sollten sich Venetianer und Italiener nicht unterfangen, die Garnison mit Gewalt anzugreifen, widrigenfalls dieselbe sich und damit die halbe Stadt in die Luft sprengen werde. Ja noch mehr, der Kommandant forderte von den Venetianern täglich so und so viel zugebrachte Speise, Wein und was sonst zu des Lebens Nothbedarf gehört; denn auch wenn man sie hungern ließe, würden sie das Experiment vornehmen, lieber in die Luft fliegen, als langsam an Hunger sterben. Der österreichische Unteroffizier verrieth durchaus kein diplomatisches Talent, und im Thurm ist sehr viel Pulver. Die Behörden der neuen Republik des heiligen Markus mußten sich daher zur Kapitulation verstehen. Täglich wurden und werden in dampfenden Körben und klirrenden Flaschen der Thurbesatzung Speise und Wein zugetragen — sie brauchen nur den Küchenzettel von einem Tage zum andern zu machen; aber die Soldaten stürzen sich nicht sofort auf die Kost, sondern die Köche oder deren Diener müssen sich zuvor von jeder Speise selbst satt essen, von jeder Flasche selbst trinken, und zwar in Gegenwart der Soldaten, die für sie wählen, ihnen vorschneiden. Ja, die Köche werden drei Stunden im Thurme festgehalten, und erst wenn nach Ablauf der dritten kein Unbehagen, kein Bauchgrimmen, kein blaßes Gesicht sich verräth, entläßt man sie. Auf diese Weise haben besagte vierzehn Mann, vom wohlbekanntem Regiment Terzky, den Pulverthum in Venedig unter drei Regierungen, der der Republik des heiligen Markus, dann des Königthums Karl Albert von Sardinien, und endlich wieder der Republik, bis auf den heutigen Tag zu Ehren Oesterreichs gehalten.

Washington. Ein Brief Washington's auch für die Vereinigten (!) Staaten von Deutschland mitgeschrieben. Dieser Brief trägt das Datum des 17. September 1787 — aber was uns im Jahre 1849 noth thut, kann nicht klarer und eindringlicher gesagt werden: Wir haben jetzt die Ehre, der Erwägung der im Kongreß versammelten Vereinigten Staaten diejenige Verfassung, die uns als die rathsamste erschienen ist, vorzulegen. Die Freunde unseres Vaterlandes haben lange gesehnt und gewünscht, daß die Macht, Krieg, Frieden und Verträge zu machen, die Macht, Geld zu erheben und den Handel zu regeln, und die entsprechenden Exekutive und richterlichen Ermächtigungen, gänzlich und wirklich in der allgemeinen Regierung der Union beruhen müsse. Aber die Ungehörigkeit, solche ausgedehnte Vollmacht einer Körperschaft zu übertragen, ist klar; daher entspringt die Nothwendigkeit einer verschiedenen Organisation. Es ist offenbar bei der föderativen Regierung dieser Staaten unthunlich, jedem Einzelnen alle Rechte unabhängiger gesonderter Souveränität zu sichern und doch für das Interesse und die Sicherheit Aller zu sorgen. Privatleute, die in Gesellschaften eintreten, müssen einen Theil ihrer Freiheit aufgeben, um das Uebrige zu bewahren. Die Größe des Opfers muß sowohl von der Lage und den Umständen, als auch von dem zu erlangenden Zwecke abhängen. Es ist zu allen Zeiten schwierig, genau die Linie zu ziehen, zwischen denjenigen Rechten, welche aufgegeben werden müssen, und denen, die sich erhalten lassen. Bei der gegenwärtigen Veranlassung war diese Schwierigkeit vermehrt durch die Verschiedenheit der einzelnen Staaten unter sich in Bezug auf ihre Lage, Ausdehnung, Gewohnheiten und besonderen Interessen. In allen unsern Berathungen über diesen Gegenstand faßten wir beharrlich das in's Auge, was uns das größte Interesse jedes wahren Amerikaners zu sein schien, die Feststellung unserer Union, in welcher unser Gedeihen, Glück, unsere Sicherheit, vielleicht unsere nationale Existenz liegt. Diese gewichtige Erwägung, die ernst und tief unseren Gemüthern eingeprägt war, veranlaßte jeden Staat in der Convention weniger streng in Punkten von geringerer Bedeutung zu sein, als sich sonst hätte erwarten lassen, und so ist die Verfassung, die wir jetzt vorlegen, das Ergebnis eines Geistes der Freundschaft und gegenseitigen Nachgiebigkeit, welche die Eigenthümlichkeit unserer politischen Lage unumgänglich machte. Daß so die volle und ganze Zustimmung jedes Staates erhalten wird, ist vielleicht nicht zu erwarten, aber jeder wird ohne Zweifel erwägen, daß, wenn sein Interesse allein berücksichtigt wäre, die Folgen davon

den andern besonders unwillkommen und nachtheilig gewesen wären. Daß sie zu so wenigen Ausstellungen, wie sich vernünftiger Weise erwarten ließ, Veranlassung giebt, hoffen und glauben wir; daß sie die dauernde Wohlfahrt des uns Allen so theuern Landes befördern und ihm Freiheit und Glück sichern, ist unser heißester Wunsch.

George Washington, Präsident.

Wien. Daß der Belagerungszustand nicht einmal im Stande ist, die Jovialität der Wiener, die Lust nach Schlarafferei zu ersticken, beweist Folgendes: Nach Mitternacht stößt neulich die Patrouille in der Stadt auf einen Weinseligen, der argen Humor schlägt und sich sehr laut gebehrdet. Ernstlich vermahnt, ob er nicht wisse, daß es so spät sei (die Kaffee- und Speisehäuser müssen Nachts 11 Uhr geschlossen werden) und unziemlich, beim Nachhausegehen solches Gepolter zu machen, erwidert jener entschuldigend: „Aber ich gehe ja noch gar nicht nach Hause.“ Ein komisches Intermezzo fand jüngst im Carlstheater bei der Vorstellung der „zwölf Mädchen in Uniform“ statt, wobei die zahlreich anwesenden Militärs bei den komischen Exerzitien des unübertrefflichen Sansquartier Nestroy vor Lachen fast bersten* wollten. In Folge gebotener Ablieferung hatte auch das Theater alle Armaturen eingebracht. Woher nun zwölf Gewehre nehmen? Man mußte des Abends noch zur Stadtkommandantur schicken, und sich zwölf Gewehre nur bis 9 Uhr borgen. Endlich erhält man sie. Nun aber hatte man keinen Schuß Pulver, und doch müssen die Mädchen am Schlusse des Stückes feuern. Abermals dieselbe Prozedur, so daß es Mühe hatte, um 7 Uhr mit der Vorstellung zu beginnen.

* * * Castelli theilt in den Sonntagsblättern Censurerlebnisse aus seinem literarischen Wirkungskreise mit, von denen wir einige der Merkwürdigkeit halber hervorheben: Nur im Hof- und Nationaltheater durfte früher „o Gott!“ gesagt werden, bei Stücken der Vorstadtbühnen wurde der liebe Herrgott sowie bei den Deutsch-Katholiken immer gestrichen, und es mußte dafür „o Himmel!“ gesagt werden. — Die Aufführung des Don Carlos sollte nur dann gestattet werden, wenn man es so verändern wollte, „daß der Prinz nicht in seine Stiefmutter verliebt wäre.“ Eben

* Schade, daß es beim bloßen Wollen blieb!

so mußte in den „Räubern“ der Vater Moor in einen Oheim verwandelt werden. Man kann denken, was es für einen Eindruck machen mußte, wenn Karl Moor das fürchterliche „Oheimmord“ ausrief. Der Präsident in „Kabale und Liebe“ mußte lange „Bizedom“ heißen und durfte ebenfalls nur der Oheim Ferdinand's sein.

* * * Der Bruder des Schauspielers Franz Wallner, Offizier, wurde bei den letzten Wiener Ereignissen von den Insurgenten erschossen. Während der zweiundzwanzigjährige Jüngling in wahnsinniger Treue für seinen Kaiser sein Leben aushauchte, wurde die in der Jägerzeile wohnende Mutter und Schwester desselben von den Kroaten — die sich ebenfalls kaiserliche Truppen nennen — total ausgeplündert.

* * * Der berühmte Banus Jellachich, übrigens im persönlichen Umgange so liebenswürdig, als er sich an der Spitze seiner Horden hart und grausam zeigt, ist in seiner Jugend auch als Dichter aufgetreten. Außer erotischen Liedern ist auch ein Trauerspiel „Roderigo und Elvira“ aus seiner Feder vorhanden und jetzt im Druck erschienen.

* * * In Oesterreich hat die Schafzucht seit der Mitte des 18. Jahrhunderts so bedeutende Fortschritte gemacht, daß dieser Kaiserstaat darin nun sogar Spanien überflügelt. Im Jahre 1838 wurde die Anzahl bloß der edlen Merinoschafe auf 11½ Millionen Stück angeschlagen, diese Zahl hat aber seitdem sehr bedeutend zugenommen. Das Merinoschaf findet man jetzt recht häufig in den meisten Provinzen, besonders in Mähren, Schlesien, Böhmen, Galizien und in neuester Zeit auch in Ungern und Siebenbürgen.

* * * Ein Speisezettel in Form einer Zeitung machte neulich in einem hiesigen Gasthause viel Spaß. Er bestand aus folgenden Rubriken:

Leitender Artikel: die Suppen.

Gemeinnütziges: das Rindfleisch, Beefsteak und Lungenbraten.

Botanisches: das Gemüse.

Einheimisches: der Braten.

Auswärtiges: Austern, Caviar, Sardellen, Häringe.

Lügen: Aufgeschnittenes, Schinken, Salami.

Vermischte Nachrichten: Ragouts und Eingemachtes.

J. Laßker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.